



Historischer Roman

Christopher Marlowe ist erfolgreicher Theaterautor zur Zeit Elisabeths I. und Agent im weitreichenden Spionagenetz des Geheimdienstchefs Walsingham.

1593 wird Marlowe vor das Krongericht zitiert. Ihm wird vorgeworfen, Irrlehren anzuhängen. Wider Erwarten bleibt er auf freiem Fuß. Er rettet sich mit Hilfe mächtiger Unterstützer vor der Verfolgung auf den Kontinent, während der Öffentlichkeit offiziell sein Tod mitgeteilt wird. Schon steigt ein neuer Stern am Theaterhimmel auf: William Shakespeare, dessen Name sich Marlowe ausborgt.

Leseprobe: im Buch ab S. 121

Aufbruch (1593)

Schon vor dem Verhör hatte Marlowe hin und wieder den Wunsch verspürt, London hinter sich zu lassen und woanders neu anzufangen. Das quirlige Leben am Theater gefiel ihm nicht mehr. All diese Vorspiegelungen! War das nicht ein falsches und hohles Spiel? Er riss Gestalten der alten Geschichte aus ihren Gräbern, ließ sie noch mal leiden, damit die Zuschauer ihr Vergnügen hatten. Alle wollten Blut sehen. Als ob es nicht schon genug Tod und Verzweiflung gäbe. Nein. Die Leute gingen ins Theater, um sich mit vorgespielten Grausamkeiten von den tatsächlichen abzulenken.

Er war in vieles eingeweiht, das höchst geheim war. Auch das war ein Spiel mit dem Tod. Tom hatte ihm gesagt: „Es geht um den Tod der Bösen. Die Feinde Englands müssen zu Staub werden.“ Als ob das so einfach wäre! Aber nun wurde er selbst zum Feind Englands gestempelt. Eigentlich hätte ihm das klar sein müssen, denn er legte sich keine besondere Zurückhaltung auf, um seinen Lebenswandel und seine Gesinnung zu verbergen. Er hatte geglaubt, dass seine mächtigen Freunde ihn schützen würden. Es wurde ihm nun bewusst, dass es selbst unter den Mächtigsten niemanden gab, der nicht sehr tief fallen konnte. Selbst Könige nicht. Das hatte er doch in seinem Tamerlan schon gezeigt.

Nun konnte er endlich aufbrechen. Er war aufgekratzt und fühlte sich ungeheuer erleichtert. Er hatte die Schlinge bereits um den Hals gespürt. Auf dem Weg zum Themseufer war ihm, als schwebe er. Er nahm die Pestleichen nicht wahr, hörte weder Gebetsgeleier noch Verzweiflungsschreie aus den angrenzenden Häusern. Er bestieg mit Skeres und Frizer ein Boot, das sie

themseabwärts nach Deptford bringen sollte. Wilde Hoffnungen keimten in ihm auf. Im dortigen Hafen würde er sich in ein anderes Land aufmachen. Hier war Francis Drake zu seinem Beutezug nach Südamerika aufgebrochen. Hier musste auch sein Aufbruch erfolgen. Er atmete tief ein. Sah auf zu den Häusern, die sich auf der London-Bridge aufreichten, sah hinauf zu einem dort aufgespießten Kopf eines Hingerichteten. Blickte hinüber zu den zahlreichen Kirchtürmen, winkte im Geiste zur Southwark-Kathedrale und zum Rundbau des Theaters der Bankside. Er war nur von einem Gedanken beseelt: Weg vom Blutgerüst, raus aus der Peststadt! Plötzlich schien ihm alles wieder möglich. Sie glitten vorbei an ankernden Schiffen, vorbei an Häusern und Menschen, an Büschen und Bäumen.

Die Eindrücke, die sie in Deptford erwarteten, waren ebenso düster wie in London. Doch wichtig war für Marlowe nur, dass der Ort sich sieben Meilen flussabwärts vom Tower von London und dem gefolterten Thomas Kyd befand.

Vor fünfzig Jahren war Deptford noch ein Fischer- und Korbflechternest gewesen. Mit dem Bau der beiden Werften, den bedeutendsten des ganzen Landes, nahm das Dorf einen steilen Aufschwung. Die erste Häuserzeile an der Themse bestand größtenteils aus Schlachtereien. Sie deckten den Bedarf der Flotte an Gepökeltm und stillten den mächtigen Fleischhunger der Königin und ihres Gefolges. Denn Elisabeth weilte häufig im nahegelegenen Greenwich, dem schönsten ihrer Domizile, mit ausgedehnten Rasenflächen und dem Blick auf den Fluss, wo imposante Galeonen mit gesetzten Segeln vorbeikamen. Ein Palast der Träume, fern vom Trubel und Schmutz der Hauptstadt London.

Sie näherten sich Deptford mit großer Geschwindigkeit, bei ablaufendem Wasser wurden die Boote wie von selbst Richtung Mündung gezogen. Im Hafen von Deptford drängte sich Schiff an

Schiff. Durch den Wald aus hohen Masten und das Netz der Takelagen war das Ufer kaum noch zu erkennen. Dutzende großer Schiffe, Galeonen und Barken, lagen vertäut und ihre riesigen eichernen Aufbauten überragten die Häuser am Ufer.

Die Gaststube, die sie ansteuern wollten, lag am Rand des Ortes und Frizer hielt eine Lohnkutsche an. Überall sahen sie Trupps von Seeleuten und Matrosen, die herumlungerten, weil sie wegen der Pest nicht an Bord ihrer Schiffe zurückdurften. Keins der düsteren Bilder konnte Marlowes Stimmung trüben. Er betrat leichtfüßig und beschwingt die Taverne. Sie waren angemeldet und die Wirtin Witwe Bull wies ihnen einen separaten Raum an. Das Mädchen vom Ausschank brachte ihnen Bier und Gin. Marlowe sprach über seine Pläne. Er würde untertauchen, nach Irland reisen, ganz weit in den Westen, vielleicht auf die Araninseln. „Dort kann ich einstimmen in das Gebrüll des Sturms und keiner wird es hören, da kann ich die Sterne verhöhnen und niemand spürt mich auf. Und ich werde schreiben, schreiben, schreiben. Und keiner stört mich dabei. Und du Ingram holst das Geschriebene ab, bringst es nach London. Beim nächsten Besuch übergibst du mir dann das Geld, das mein Stück eingespielt hat, und nimmst gleich das neue Manuskript mit.“

Skeres meinte: „Natürlich können deine Werke nicht mehr unter deinem eigenen Namen erscheinen.“

„Dann erscheinen sie eben anonym“, erwiderte Marlowe.

„Sir Tom denkt, dass das Publikum anonyme Veröffentlichungen nicht sehr liebt. Wir benötigen einen Strohmännchen, der seinen Namen dazu hergibt und dafür Provision erhält. Und du brauchst eine neue Identität. Einen neuen Lebenslauf. Du wirst dich selbst ganz neu erfinden müssen“, erklärte Frizer.

„Ich werde meine eigene Figur, ein Dichter, der sich selbst erdichtet“, rief Marlowe theatralisch mit ausgebreiteten Armen.

Skeres und Frizer konnten seine Euphorie nicht nachvollziehen. Sie blickten eher düster drein.

Marlowe trank einen großen Schluck von seinem Bier und fragte:

„Wie geht´s jetzt weiter? Ich dachte, ich soll auf ein Schiff.“

„Morgen. Wir müssen dich erst umbringen.“

„Ach ja richtig, die Farce muss ja durchgespielt werden. Es reicht nicht, es einfach zu behaupten. Gut, dann fangt mal an.“

„Wir warten noch auf Poley, wie du weißt.“

„Wo bleibt er denn?“

„Er arrangiert noch etwas für dich. Das wird er uns erzählen, sobald er kommt.“

„Wenn ihr mich zum Schein ermordet, wo kriegt ihr dann die Leiche her?“

„Das ist alles organisiert. Mach dir keine Gedanken“, antwortete Frizer. Aber Marlowe wollte alles wissen, bohrte so lange nach, bis sie es ihm erzählten. Kit verzog angewidert das Gesicht.

Poley kam gegen Abend. Die Wirtin trug ein gutes Mahl auf. Während des Essens erläuterte er den mit Tom Walsingham ausgetüftelten Plan.

„Vor kurzem ist ein junger Mann zu der Schauspieltruppe von Lord Strange gestoßen, der sich auch im Stücke schreiben versucht. Er ist im gleichen Jahr geboren wie Kit. Er heißt Shakespeare und kommt aus Stratford upon Avon. Ich habe mit ihm gesprochen, ob er seinen Namen für die Werke von Kit zur Verfügung stellt. Es sieht ganz so aus, als könnten wir ihn überreden.“

Poley nagte gierig an einem Hühnerbein und schüttete Bier nach.

„Kenn ich ihn?“, fragte Marlowe.

Poley zuckte mit den Achseln und meinte: "Er ist sehr zurückhaltend und wurde nicht oft bei den Saufgelagen in den Tavernen gesehen."

Sie schwiegen alle vier, aßen und tranken, dann ergriff Poley erneut das Wort: „Sir Tom und ich haben außerdem Folgendes herausgefunden. Sie haben es nicht auf Marlowes Kopf abgesehen. Sie wollen ihn benützen, Raleigh zu belasten. Es scheint durchgesickert zu sein, dass Kit oftmals bei diesen Abendgesellschaften war, auf denen angeblich Häresien und Blasphemien verbreitet werden. Viele bezeichnen diese Zusammenkünfte als *Schule der Nacht oder auch Schule des Atheismus*.

Um einen erneuten Aufstieg Raleighs am Hof zu verhindern, sind seinen Konkurrenten alle Mittel recht. Es dürfte ja bekannt sein, dass zwischen Robert Cecil und Robert Devereux eine ziemliche Rivalität besteht. Aber in Bezug auf Raleigh sind sie sich vermutlich einig und wollen ihn wieder in Ungnade fallen lassen. Er gibt ja auch genügend Anlass dazu, weil er seine Freigeisterei geradezu zelebriert. Gerne würden sie ihm Religionsfrevell und Gottesverleugnung anhängen."

Marlowe schaute betroffen in die Runde: „Wäre meine Aussage wirklich so gewichtig, ihm gefährlich zu werden?"

„Na ja, sie könnten natürlich noch mehr Denunzianten herbeischaffen."

Frizer meinte: „Das spielt aber jetzt alles keine Rolle. Es ist klar, dass du verschwinden musst. Ich vermute, dass du nur deshalb auf freiem Fuß bist, weil Cecil sich für dich eingesetzt hat. Der Kronrat zögert noch. Aber der Erzbischof ist sehr aufgebracht. Es ist eine Frage der Zeit, bis sie dich schnappen. Und dann wartet mit Sicherheit die Streckbank auf dich."

Poley sagte: „Kyd ist übrigens aus dem Tower entlassen worden. Aber es geht ihm verständlicherweise nicht gut. Man hat ihm beide Hände gebrochen. Er wird vielleicht nie wieder schreiben können."

Marlowes Euphorie war mit einem Mal verschwunden. Er merkte, dass er zu viel getrunken hatte. Die Luft schwang vor seinen Augen wie ein dünner Vorhang. Das letzte Sonnenlicht drang durch das Fenster. Er stand auf, öffnete es und starrte hinaus.

Homo fuge! Und wohin soll ich fliehen?

Will ich zum Himmel, reißt er mich zur Hölle.

Mich täuscht mein Aug, es steht ja nichts geschrieben,

Und doch, ich seh es hell, da stehts:

Homo fuge! Doch Faustus kann nicht fliehn.

Zur Beruhigung taugten diese Verse nicht. Stattdessen ging ihm die Tragweite seines Entschlusses auf. Aber es war ja keine Entscheidung, es musste einfach sein, ihm blieb keine Wahl. Oder doch? Konnte er sich nicht vor dem Kronrat rechtfertigen und die Beschuldigung Kyds zurückweisen? Das Risiko war zu groß, dass Poley und Tom mit ihren Vermutungen recht hatten. Letztendlich konnte er auch anderen gefährlich werden, da er in vieles eingeweiht war, was sich hinter den Kulissen der Politik abspielte.

Marlowe setzte sich wieder an den Tisch. Die Hausmagd räumte die Speisereste weg, brachte einen Kerzenleuchter und neues Bier.

Poley nahm ein Schreiben aus seiner Tasche und sagte: "Du musst diesen Vertrag unterschreiben. Darin wird vereinbart, dass du über alles Schweigen bewahren musst, was deine Rettung betrifft. Du musst dich verstecken und in Verborgenheit leben. Für deine künftigen Werke benutzen wir das Pseudonym William Shakespeare und für deine Reise benutzt du den Namen Richard Barnfield."

„Und mit welchem Namen unterschreibe ich diesen Wisch?"

„Natürlich mit Marlowe. Noch bist du nicht tot."

„Reicht Tinte oder muss ich mit Blut unterzeichnen?"

Poley grinste und stieß ihn gegen die Schulter. Marlowe unterschrieb, Frizer und Skeres bescheinigten die Vereinbarung als Zeugen.

„Wenn du dich nicht an diesen Vertrag hältst, können wir alle, auch Walsingham, in große Schwierigkeiten geraten. Der Kronrat wird sagen, dass wir ihn betrogen haben, um dich der gerechten Strafe zu entziehen.“

Marlowe machte eine vage Handbewegung und dachte daran, wie erfolgreich, seine letzten Werke aufgeführt worden waren, *Der Jude von Malta* und *Das Massaker von Paris*.

Marlowe fiel ein Vers aus dem Tamerlan ein:

Wer diesen Punkt erstiegen hat, der stürzt.

Und da ich doch nicht höher steigen kann,

Warum beklagen, dass es abwärts geht?

Dann war es so weit. Poley gab Marlowe letzte Anweisungen, Frizer gab ihm die Schweinsblase, die er unter sein Hemd steckte. Die Inszenierung konnte beginnen.

Ermordung

30. Mai 1593

Das Kaminfeuer war bis auf einige noch glimmende Scheite heruntergebrannt. Marlowe schrie: „Da habt ihr die Rechnung ohne den Wirt gemacht.“ Daraufhin riss Frizer die Tür auf und rief in den Flur: „Da will einer seine Zeche nicht zahlen.“ Er schloss die Tür wieder und warf sich in einen Sessel. Marlowe packte ihn am Kragen und bedachte ihn mit üblen Beschimpfungen, die von Frizer in gleicher Weise erwidert wurden. Marlowe ließ von Frizer ab und lachte ihm ins Gesicht: „Mit Vergnügen mache ich euch einen Strich durch die Rechnung, sowohl dem Kronrat als auch dem Geheimdienst“.

„Die Verfügung kommt von Sir Thomas Walsingham! Du nichtsnutziger Schreiberling!“, schnauzte Frizer und schüttete ihm einen Humpen Bier ins Gesicht.

Marlowe wischte sich mit dem Ärmel übers Gesicht und brach in Gelächter aus. „Bei meiner Verhaftung lasse ich euch alle auffliegen. Über jeden von euch, bis rauf zu den höchsten Rängen, hab ich durchweg belastende Details auszupacken.“

„Eben deshalb musst du auch verschwinden. Aber du hast immer noch nicht kapiert, dass es nicht um uns, sondern um dein Leben geht, verflucht.“

Marlowe verstummte und wurde blass. Frizer sprang auf und schrie ihn an: „Spiel weiter! Stell dir vor, wir sind im *Rose* auf der Bühne.“ Marlowe schüttelte traurig den Kopf: „Mein Leben kann ich retten, ja – aber was ist das für ein Leben?“

„Willst du dir lieber auf der Streckbank die Seele aus dem Leib schreien? Und anschließend an den Galgen? Und wenn sie dich gehenkt haben, schneiden sie deinen Bauch auf, dass die Gedärme herausquellen. Wär dir das lieber?“, fragte Poley.

„Wegen deiner Gedärme wär es vielleicht egal, aber sie machen es manchmal so geschickt, dass du es selbst noch sehen kannst“, ergänzte Skeres brutal.

Marlowe verzog angewidert das Gesicht. Er war einmal gezwungen worden, einer solchen Hinrichtung beizuwohnen. Grauenhaft. Danach war ihm tagelang übel gewesen.

„Du hast keine Wahl“, sagte Skeres.

„Wir haben alles perfekt arrangiert. Vor allem kannst du nach wie vor Stücke schreiben und dichten nach Herzenslust“, hielt ihm Poley vor Augen.

„Ja, das haben wir ihm ja alles schon tausendmal erklärt“, warf Frizer ungeduldig ein. Er zog seinen Dolch aus dem Gürtel und rammte ihn Marlowe in den Leib. Nach guter Theatermanier schrie Marlowe laut und verstummte dann abrupt.

Alarmiert von dem Getöse trat die Wirtin, die respektable Witwe Bull, auf den Plan und rief: „Was ist das für ein Radau da oben?“ Sie machte sich ächzend hinauf in den ersten Stock. Oben angekommen schimpfte sie, gleichzeitig nach Luft ringend mit überschnapper Stimme: „Wo ist der Lump, der seine Zeche nicht zahlen will? Zu vier Kerlen den ganzen Tag hier rumhocken, fürstlich speisen, einen Humpen nach dem andern saufen und dann nicht zahlen wollen! Ich werde euch den Geldbeutel schon öffnen.“ Die Tür zu dem unheilvollen Zimmer stand halb offen und sie steckte ihren Kopf hinein. Helen, eine Hausmagd, die in der Gaststube den Ausschank versah, kam hinter ihr her gelaufen und sah über ihre Schulter ebenfalls in das Zimmer. Sie wimmerte: „Der ist tot. Der kann nicht mehr zahlen.“

„Tot?“, kreischte die Wirtin, stürzte ins Zimmer und sah Marlowe reglos und voller Blut auf dem Bett liegen. Von den anderen drei Herren war nichts zu sehen. Die Hausmagd lief hinunter zu den Ställen und rief gellend nach einem der Stallknechte. Inzwischen strebten etliche Leute aus der Gaststube die Treppe hinauf, um zu erfahren, was geschehen war. Langsam erwachte die Wirtin aus ihrer Schockstarre, wandte sich um und jammerte: „Hier liegt der Dichter Christopher Marlowe erstochen auf dem Bett und seine Mörder sind geflohen.“ Daraufhin stob die Meute die Stiege hinunter und rief lauthals: „Hinterher! Haltet die Mörder!“ Helen kam mit dem Stallknecht und meinte: „Wie sollen sie denn aus dem Haus gekommen sein? Etwa durch das Flurfenster?“ Die Wirtin nahm den Kerzenleuchter, schloss die Tür und ging mitsamt Hausmagd und Stallknecht nach unten in die Schankstube. Einige der Verfolger kamen zurück und baten um Lampen, Laternen und Fackeln, denn draußen sei es stockdunkel. Eilig wurden alle verfügbaren Kerzen und Fackeln herbeigeschafft. Helen wollte eine Laterne aus dem Mordzimmer

holen und bat den Knecht, sie zu begleiten, denn es gruselte ihr gewaltig, die Suite, in der ein Toter lag, erneut zu betreten. Sie öffnete die Tür und angelte zitternd nach der Laterne, die direkt neben der Tür auf einem Sideboard stand, während der Knecht ihr mit einer Kerze leuchtete. Er blickte dabei wie gebannt auf das Bett und sah - nichts. Langsam ging er näher hin und begann nun ebenfalls zu zittern. Er rieb sich die Augen und ächzte: „Er ist weg!“

„Wer?“, fragte die Magd dümmlich. Der Knecht wies stumm mit der Hand auf das Bett, woraufhin Helen heulend und zähneklappernd schrie: „Der Leibhaftige hat ihn geholt. Wie sonst soll er hier aus dem Zimmer gekommen sein?“ Wenige Sekunden später stand die Wirtin, gefolgt von einigen Gästen in der Stube und leuchtete an ihren schlotternden Bediensteten vorbei auf das Bett, unter das Bett, hinter die Schranktür und konstatierte: „Er ist weg. Nur der Blutfleck ist noch da.“

Trotz der frühen Stunde wurde der Constabler von Deptford gerufen. Einen schweren Umhang um die Schultern mit matschtriefenden Schuhen öffnete er die Tür und rief mit dröhnender Stimme noch an der Schwelle: „Keiner verlässt das Haus!“ Die Wirtin knurrte verdrießlich: „Die meisten sind sowieso schon gegangen.“

„Weshalb habt ihr mich rufen lassen? Zu dieser nachtschlafenden Zeit!“, fragte der Constabler mit amtlicher Wichtigkeit und Vorwurf in der Stimme.

Die Magd platzte heraus: „Eine grausige Mordtat ...“

„Sie habe ich nicht gefragt“, schnauzte der Constabler.

Die Wirtin bestätigte: „Sie sagt die Wahrheit. Im oberen Stockwerk wurde jemand erstochen. Allerdings ist die Leiche verschwunden.“

„Aha“, meinte der Constabler trocken. „Und wie viel habt Ihr getrunken in Eurer Schankstube? Wenn das ein Scherz sein soll, dann nehmt Euch in acht. Ich kann Euch ohne weiteres festnehmen. Ob mit oder ohne Leiche.“

Er zeigte mit dem Finger auf den Stallknecht: „Was hat Er gesehen?“

„Nichts“, antwortete dieser prompt.

„Wie nichts?“

„Na ja, der Tote war fort.“

Der Ordnungshüter seufzte und wünschte sich sehnlichst in sein warmes Bett zurück. Er rollte mit den Augen und wandte sich nun an die Magd: „Was zum Teufel ist passiert?“

„Es war Marlowe, der Dichter.“

„Hat er hier ein Drama aufgeführt?“

„Nein, nicht er. Ich vermute, das Drama haben andere geschrieben.“

Der Constable war nahe daran, seine Geduld völlig zu verlieren. Beherzt sagte nun die Wirtin: „Wenn Ihr mir folgen wollt. Ich zeige Euch das Zimmer. Der Blutfleck ist noch da.“

Schwerfällig stapfte der Polizist die Treppe hinauf und ließ sich das Bett samt Blutfleck zeigen. Zurück in der Schankstube erklärte er: „Damit ist der Fall abgeschlossen. Ohne Leiche keine Mordtat. – Und nun mein Frühstück, wenn ich bitten darf. Ich nehme Porridge und gebratene Würstchen.“

Die Flucht

Marlowe und Skeres seilten sich aus dem Fenster in den Innenhof ab. Frizer schloss das Fenster von innen und schlich mit Poley in den Flur. Sie versteckten sich in einer Abstellkammer und warteten auf eine günstige Gelegenheit, das Haus zu verlassen. Marlowe und Skeres huschten geduckt an den Ställen vorbei zum

Tor. Die Pferde schnaubten leise. Sie öffneten das Tor einen Spalt und schlüpfen hinaus. In derselben Sekunde hörten sie den Schrei der Magd, die nach dem Stallknecht rief. Sie stürzten in die wartende Kutsche, die sich sofort in Bewegung setzte, noch bevor die Verschlüsse geschlossen wurden. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, um die Pferde in Gang zu bringen und nach der nächsten Kurve jagten sie in halsbrecherischem Galopp davon. In dem Wagen saß Tom Walsingham mit einer kleinen Laterne. Keiner sprach auch nur ein Wort. Am Hafenkai angekommen hielt die Kutsche, sie stiegen aus und eilten sogleich auf ein Schiff. Sie betraten eine Kajüte, die Walsingham für seinen Freund reserviert hatte. Skeres berichtete kurz, dass alles wie geplant gelaufen sei, und verließ die beiden. Tom stellte seufzend eine große Ledertasche auf den Boden und sah Kit an. In seinen Augen standen Tränen. Er reichte dem Freund eine kleine Mappe und sagte: „Hier sind Geld, Passierscheine und wichtige Adressen. Das Schiff läuft in etwa zwei Stunden aus.“

Mit zitterigen Händen nahm Marlowe die Mappe entgegen und fragte: „Wohin wird mich das Schiff bringen?“

„Nach Calais. Von dort solltest du nach Südfrankreich reisen. Ich habe dir unter anderem eine Adresse in Bordeaux aufgeschrieben. Dort wohnt ein Freund von mir, der dich aufnimmt und dir weiterhilft.“

Tom konnte nicht weitersprechen, er begann zu weinen. Marlowe nahm ihn in die Arme. Auch er konnte seine Tränen nicht mehr zurückhalten.

„Ich danke dir für alles, was du für mich getan hast“, sagte Marlowe, „ich werde dich nie vergessen und die Hoffnung nicht aufgeben, dich wiederzusehen.“

„Wenn möglich, meide Paris. Es könnte dich dort jemand erkennen“, riet Tom, die Tränen zurückdrängend.

Sie klammerten sich lange aneinander und küssten sich. Schließlich verließ Tom die Kajüte.

Die Untersuchung

Deptford lag an der Straße von London nach Dover. Es gab kaum ein Gebiet, in dem so viele Gewalttaten stattfanden, so viele Leute verschwanden, so viele Leichen auftauchten. Dockarbeiter versoffen ihren Lohn und wurden schließlich ausfällig, Seeleute kamen nach monatelangen Fahrten von Bord der Kriegs- oder Handelsschiffe, vertranken ihre Heuer und prügelten sich.

Königin Elisabeth hielt sich zur besagten Zeit in ihrem Sommerlandsitz in Greenwich auf, wo sie sich vor jeder Ansteckung sicher glaubte. Deptford befand sich mithin in der Zwölfmeilenzone, die um die Residenz der Herrscherin gezogen wurde. Deshalb wurde ein königlicher Untersuchungsrichter einberufen, der den Tod Marlowes untersuchen sollte. Dazu musste er zunächst einmal eine Leiche herbeischaffen. Und William Danby wusste Rat.

Ein Tag zuvor war der Dissident John Penry wegen des Verfassens häretischer Literatur nur zwei Meilen von Deptford gehängt worden. Man hatte seinen Körper nicht aufgeschnitten, um die Gedärme herausquellen zu lassen, er war jedoch vor seiner Hinrichtung gefoltert worden.

Sein Leichnam wurde nach Deptford gebracht. Sechzehn Bürger, zumeist Handwerker aus der Umgebung, wurden zusammengerufen, um den Leichnam als den von Christopher Marlowe zu identifizieren, wobei sie lediglich das Gesicht des Toten zu sehen bekamen, das bis auf eine Wunde über dem rechten Auge unversehrt war.

Schließlich wurden Ingram Frizer, Nicholas Skeres und Robert Poley verhört und ihre Aussagen im Protokoll festgehalten. Dem zusammenfassenden Bericht Danbys zufolge habe es Streit zwischen Frizer und Marlowe gegeben, da sie sich nicht über die Bezahlung der Rechnung einig werden konnten. Marlowe habe plötzlich voller Wut seinen Dolch gezogen und Frizer verletzt, woraufhin dieser versuchte, ihm die Waffe abzurufen. In dem folgenden Gerangel habe er in Verteidigung seines eigenen Lebens Marlowe den Dolch ins rechte Auge gestoßen. Der Stich ging am Auge vorbei direkt ins Gehirn, so dass der Dichter auf der Stelle tot war.

Entsprechend lautete das Urteil, das Ingram Frizer aus Notwehr gehandelt habe. Er kam ins Gefängnis und wurde nach vier Wochen von Königin Elisabeth begnadigt. Der Leichnam wurde gleich nach dem Urteil in einem ungekennzeichneten Grab auf dem Kirchhof von Sankt Nicholas in Deptford beerdigt.

2. Teil: Überleben

Unterwegs

Marlowe war elend zumute. Keine Spur mehr von der Euphorie eines Neuanfangs. Die Zukunft lag vor ihm wie grauer zäher Nebel, während die Maisonne durch die Wolken schien und auf den Wellen tanzte, als wolle sie ihm neckend zurufen: Schau, wie wundervoll das Leben ist! Er aber dachte: Warum versprichst du mir einen so schönen Tag? Ich fühle mich wie ein Bettler im

Winter ohne Mantel, hinausgestoßen aus dem Kreis meiner Freunde. Niemand wird mehr meinen Namen nennen, ganz gleich, was ich tue.

Er nahm die Mappe seines Freundes hervor, um zu sehen, welche Adressen Tom ihm aufgeschrieben hatte. In Bordeaux sollte er Anthony Bacon treffen. Er kannte ihn und seinen Bruder von Cambridge. Vor allem an den geistreichen Francis konnte er sich lebhaft erinnern. Er hatte die Aussage geprägt: „Wissen ist Macht“ und plädierte dafür, die Natur unvoreingenommen zu erfassen, indem man sich von allen Trugbildern befreite.

Tom hatte ihm sogar eine kleine Karte Frankreichs beigelegt. Als er sie betrachtete und sah, wie weit entfernt Bordeaux noch war, sank ihm erneut der Mut. Er strich mit den Fingerspitzen zärtlich über die Landkarte und verstaute sie dann wieder in der Ledermappe.

In Calais nahm er ein Postpferd, das er an bestimmten Stationen gegen ein ausgeruhtes austauschen konnte. Das war nicht ganz billig, aber er kam dadurch zügig voran. Wie Tom ihm geraten hatte, mied er Paris und übernachtete westlich der Hauptstadt in Montford und reiste dann zu Fuß weiter. Unterwegs lud ihn jemand ein, auf seinem Pferdefuhrwerk mitzufahren. Sie sahen viele Pilger, die auf dem Weg nach Chartres waren. Der Kutscher erzählte ihm, dass in der Kathedrale die Tunika der Jungfrau Maria aufbewahrt werde, die sie getragen habe, als der Erzengel Gabriel ihr die Geburt Jesu verkündete. Diese Reliquie wurde in höchstem Maße verehrt und zog Wallfahrer von nah und fern an.

Die hohen Türme der Kirche waren in der flachen Landschaft schon von weitem zu sehen. Marlowe kannte ja die riesige Kathedrale von Reims, dennoch war er von den Ausmaßen der Kathedrale beeindruckt. Ihm gefiel das Labyrinth im Innern der Kirche, das viele Pilger abschritten. Die Fenster erstrahlten in

einem besonderen Blau, einem Kobaltblau aus dem Erzgebirge, wie er später in seiner Herberge erfuhr.

Für die nächste Etappe mietete er sich erneut ein Pferd, doch es war ein lahmer Gaul und es gab keine Station, an der er es austauschen konnte. Als er so dahinritt, befiel ihn Melancholie, als er daran dachte, wie weit er nun schon von London entfernt war. Am Abend schrieb er in seiner Herberge in sein Notizbuch:

Wie schwerfällig reise ich auf meinem Weg dahin, da ich das Ziel der langen Fahrt nicht finde. Jede Meile trägt mich hinweg von meinem Freund. Selbst das Tier, auf dem ich sitze, ist erschöpft von meinem Weh und trägt die Schwere in meinem Herzen auf seinem Rücken mit. Es spürt, dass es der Reiter nicht wünscht, schneller und weiter von dir wegzukommen. Ich lasse das Pferd meine Spuren nicht spüren, höchstens manchmal aus Versehen im Zorn. Dann stöhnt es auf und das erinnert mich daran, dass mein Schmerz vor mir liegt und meine Freude hinter mir.

Warum sollte ich mich beeilen? Das langsame Gehen zieh ich vor und Hast ist nicht nötig. Es sei denn, ich könnte zurückkehren. Da würde mir die äußerste Schnelligkeit langsam erscheinen. Selbst wenn ich auf dem Wind reiten könnte, wäre es nicht rasch genug. Nichts würde Schritt halten mit dem Begehren, das aus der innigsten Liebe entsteht.

In den nächsten Tagen regnete es beständig und Marlowe entschloss sich, in einer Postkutsche weiterzureisen. Dabei handelte es sich um einen Leiterwagen, der mit einer Plane überspannt war. Man saß darin auf Holzbänken mit Felldecken in zwei Reihen quer zur Fahrtrichtung gegenüber. Der Vorteil war, dass man im Trockenen saß und sich unterhalten konnte, doch das Gefährt war so langsam, dass es von Fußgängern überholt wurde. Außerdem schwankte es auf den schlechten Straßen und bei jedem Schlagloch wurde man unsanft durchgeschüttelt. Nach

einer solchen Fahrt war man abends wie gerädert. Es überkam ihn jetzt auch Ungeduld, er wollte endlich in Bordeaux ankommen. Nach zwei Monaten unentwegten Reisens mit wenigen Ruhetagen war es endlich so weit. Er näherte sich der Stadt. Der Weg war gesäumt von Weinbergen, kleinen lichten Wäldchen und Chateaus. Auf der gut ausgebauten Straße war reger Verkehr. Bauern brachten ihre Erzeugnisse auf Ochsenkarren oder Tragekörben zum Markt. Zahllose Reiter und Fußgänger streben auf die Stadt zu oder verließen sie. Von weitem sah man im Norden und Westen zwei riesige Kastelle und die Kathedrale Sant-André in der Mitte der Stadt aufragen. Dann kamen sie an den Rand des Plateaus und mussten ein steiles Stück hinabsteigen, um ans Ufer der Garonne zu gelangen. Es war ein breiter Fluss und es gab keine Brücke. Mensch und Vieh mussten auf Booten und Fähren in die Stadt hinübergebracht werden. Während Marlowe am Ufer darauf wartete, Platz in einem Boot zu bekommen, erklärte ihm ein reisender Kaufmann: „Einige Kilometer flussabwärts vereinigt sich die Garonne mit der Dordogne zum über 70 Kilometer langen Mündungstrichter Gironde. Bis in das Stadtgebiet hinein sind daher die Gezeitenkräfte zu beobachten. Bei Flut drückt das einströmende Meerwasser den Fluss zurück und hebt den Pegel um etwa einen Meter. Die entstehenden Strömungen sorgen für Strudel und ein unruhiges Oberflächenwasser. Bisweilen kann sich auch eine regelrechte Welle dutzende Kilometer flussaufwärts bewegen. Ich bin im letzten Jahr hier mit meiner ganzen Ladung baden gegangen. Im Augenblick ist das Wasser ruhig, es setzt gerade Ebbe ein.“

Die Stadt war von einer massiven Stadtmauer umgeben und Marlowe ging durch die Porte de Bourgogne hinein und suchte die Adresse von Anthony Bacon.

Dort wurde er herzlich willkommen geheißen. Er war schon erwartet worden, da sowohl Thomas Walsingham von London aus und Marlowe selbst von unterwegs geschrieben hatten. Bacon ließ ihm ein Gästezimmer zuweisen, und nachdem Marlowe sich in einem Badezuber vom Staub der Reise befreit hatte, traf er seinen Gastgeber in einem behaglichen hellen Salon, von dem aus man einen Blick auf die roten Dächer der Stadt hatte.

"Das Abendessen lässt noch ein wenig auf sich warten, doch ich darf Ihnen schon einmal eine kleine Vorspeise reichen und dazu einen guten Trunk von den hiesigen Trauben kredenzen. Ich hoffe, die Reise war nicht allzu beschwerlich."

Marlowe verbeugte sich höflich und antwortete: „Ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft.“ Jetzt, wo er angekommen war, fühlte er sich plötzlich sehr müde, doch der köstliche Rotwein belebte ihn sogleich wieder und sie begannen ein reges Gespräch. Marlowe erzählte von seiner Reise und erklärte Bacon, warum er England hatte verlassen müssen. Offensichtlich hatte Tom ihm schon einiges dazu geschrieben, denn er schien darüber im Bilde zu sein.

Marlowe erfuhr, dass Anthony zunächst für William Cecil und Francis Walsingham tätig gewesen war. „Nach Aufenthalt in Lyon, Montpellier, Toulouse und Marseille ging ich schließlich nach Bordeaux und war für Robert Devereux inoffizieller Kontaktmann zu Heinrich von Navarra, der ja nun seinem hugenottischen Glauben abgeschworen hat, um König von Frankreich zu werden. Ich habe hier ein Netzwerk von Verbindungsmännern und Informanten aufgebaut. Wahrscheinlich gehe ich bald nach England zurück.“

Marlowe sagte: „Wie Sie in meinem Brief gesehen haben, habe ich den Namen Richard Barnfield angenommen.“

Bacon beteuerte: „Das ist vernünftig. Den alten Namen dürfen Sie unter gar keinen Umständen mehr benutzen. Wenn Sie sich

daran halten, können Sie vielleicht in ein paar Jahren wieder nach England zurück, wenn Sie das wollen. Es war auch sehr umsichtig von Ihnen, Ihren Klarnamen in Geheimtinte zu schreiben. Wenn Sie mit Tom Walsingham korrespondieren, behalten Sie diese Vorsicht bei. Für die Post können Sie natürlich meine Verbindungsleute in Anspruch nehmen."

„Ich musste schwören, die Geheimnisse meiner Lebensrettung nicht vor der Öffentlichkeit zu enthüllen. Andernfalls würde ich meine Freunde in Gefahr bringen."

Am nächsten Tag zeigte Anthony seinem Gast die Stadt. Er erzählte ihm, dass Bordeaux noch im letzten Jahrhundert unter der Herrschaft Englands gestanden habe. „Als die Stadt nach der Schlacht bei Castillon wieder an Frankreich fiel, wurde das von den Bürgern, viele von ihnen mächtige und reiche Kaufleute, keineswegs begrüßt, da hierdurch die bisherigen Absatzmärkte in England wegfielen. Der französische König sicherte sich ab, indem er zwei große Festungen bauen ließ, im Norden das Château de la Trompette und im Westen das Château du Hâ. Diese waren vor allem Verteidigungsbauten, aber die Geschütze konnten im Falle von Aufständen auch gegen die Bevölkerung gerichtet werden. So zum Beispiel bei dem Volksaufstand gegen die Salzsteuer. Da gab es ein furchtbares Massaker an den Aufführern."

Am Nachmittag schrieb Marlowe an seinen Freund:

Ich bin gesund in Bordeaux angekommen. Die Reise verlief ohne größere Missgeschicke. Die Gegend und die Stadt sind sehr angenehm und ich genieße den vorzüglichen Wein, den es hier gibt. Anthony Bacon ist ein zuvorkommender Gastgeber und ein liebenswürdiger Gesprächspartner. Er erzählte mir, dass er den Bürgermeister Michel de Montaigne gut gekannt habe. Er hat

wundervolle Essays geschrieben, die ich mir von Anthony ausgeborgt habe. Er schreibt darin: "Man muss ertragen lernen, was man nicht vermeiden kann. Unser Leben ist wie die Harmonie der Welt aus widersprechenden Dingen, gleichfalls aus verschiedenen, langen und kurzen, hohen und tiefen, weichen und rauen Tönen zusammengesetzt. Der Tonsetzer, dem nur einige Tonarten gefielen, würde mit seiner Kunst nicht viel ausrichten. Er muss sich ihrer insgesamt zu bedienen und solche zu vermischen wissen. So müssen wir das Gute und das Übel verbinden, aus denen das Leben besteht.

Mit Geheimtinte schrieb er auf die Rückseite:

Wenn der träge Stoff meines Körpers wie ein Gedanke wäre, hielte diese heillose Ferne mich nicht auf. Denn trotz der weiten Entfernungen brächte er mich von den entlegensten Grenzen zu Dir. Schnell spränge der Gedanke über Land und Meer an den Ort, wo Du bist. Doch der Gedanke, dass ich kein Gedanke bin, bringt mich um den Verstand. So drängen sich Erde und Wasser, die unendlich langen Meilen wie unüberwindliche Hindernisse zwischen uns.

Liege ich von der endlosen Reise müde in meinem Bett und ruhen die erschöpften Glieder aus, schweift mein Geist unruhig umher und meine Gedanken gehen auf Pilgerfahrt zu Dir. In der Tiefe der Finsternis sehe ich Deine Liebe wie ein Juwel leuchten und das macht mir die schwärzeste Nacht schön.

Ich bin aus der Gunst der Menschen und des Glücks gefallen und beweine mein Ausgestoßensein. Ich belästige den tauben Himmel mit meinem unnützen Geschrei und verfluche mein Geschick. Doch dann denke ich zum Glück an Dich und mein ganzes Sein erhebt sich wie die Lerche bei Tagesanbruch von der dumpfen Erde und singt Hymnen vor dem Himmelstor. Denn das Gedenken Deiner Liebe bringt mir solchen Reichtum, dass ich es verschmähe, mit Königen zu tauschen.

Wenige Tage später bekam er einen Brief von Tom. Er schrieb: *Ich hoffe, Du bist inzwischen in Bordeaux bei Anthony Bacon eingetroffen. Ich möchte Dir so schnell als möglich mitteilen, dass einige Wochen nach Deiner Abreise Dein Versepos "Venus und Adonis" unter dem Namen William Shakespeare in Druck gegangen ist. Wie besprochen wurde es Henry Wriothesley gewidmet, der immer noch unter der Vormundschaft von William Cecil steht. Anbei findest Du einen Wechsel über dein Honorar und ein Exemplar von "Venus und Adonis".*

Die Pest wütete den ganzen Sommer über und zwang die Pemprokes Men, erneut auf Tournee zu gehen. Sie haben dem Buchdrucker William Jones für einen bescheidenen, aber bitter benötigten Betrag die Rechte an "Edward II." abgetreten. Jones hofft, dass der spektakuläre Tod von Marlowe den Absatz des Textes fördert. Anschließend reiste die Truppe nach Südengland, wo sie für eine geringe Gage auftrat. Schließlich kehrte sie nach London zurück, wo sie sich auflösen musste. Sie ist bankrott. Mir ist zu Ohren gekommen, dass sie ihre Aufwendungen nicht mehr decken können und gezwungen sind, ihren Fundus zu verpfänden.

Marlowe seufzte. "Venus und Adonis" war ein Auftragswerk, das William Cecil durch die Vermittlung von Tom bei ihm bestellt hatte. Cecil hatte die Vormundschaft über den jungen Wriothesley, der sich aber nicht fügen wollte, auf das Anraten seines Vormundes zu heiraten. Den ursprünglichen Mythos hatte er bei Ovid entdeckt und die Geschichte etwas abgeändert. Der schöne junge Mann widersteht den Verführungskünsten von Venus, er fühlt sich mehr zur Jagd als zur Liebe hingezogen.

Obwohl es so abgesprochen war, gab es Marlowe doch einen Stich, dass das Werk unter einem anderen Namen veröffentlicht wurde. Er strich eine Alaun- und Ammoniaklösung auf die

Rückseite des Briefes. Sie hatten ausgemacht, die vertraulichen Stellen ihrer Briefe in Geheimschrift zu verfassen. Nach einigen Minuten wurde das Geschriebene sichtbar.

Liebster Kit, ich wollte, ich könnte auf Deiner langen Reise bei Dir sein und die schlimmsten Unannehmlichkeiten von Dir abhalten.

Es tut mir leid, dass Du diesen Weg gehen musst und dass ich selbst dazu beigetragen habe, Dich von mir zu entfernen.

In London wird über Deinen Tod verbreitet, Du seist getötet worden, weil Du Deine Zeche nicht bezahlen wolltest. Es habe Streit gegeben deswegen und Du habest Frizer in betrunkenem Zustand angegriffen. Ich kann diese Gerüchte nicht zerstreuen, ohne mich selbst zu verraten. Es ist ja das, was wir wollten: Alle halten Dich für tot, also wird Dich niemand verfolgen.

Lebe so gut, wie Du vermagst!

Marlowe war aufgewühlt und verärgert. Nicht nur sein Name war tot, auch sein guter Ruf. Gewiss, er hatte zu den „jungen Wilden“ in London gehört, hatte sich hin und wieder betrunken, sich auch mal geprügelt, er war gewiss kein Kind von Traurigkeit gewesen, aber dass er jemanden angriff, weil er seine Zeche nicht bezahlen wollte, war unsäglich! Neben den Vorwürfen von Ketzerei und Atheismus nun auch noch das Gerücht um einen schmachlichen Tod. Ihm kam in den Sinn, dass Poley jetzt sicher gesagt hätte, ein Tod am Galgen sei schmachvoller. Er setzte sich sogleich hin, um auf Toms Brief zu antworten.

Es reicht nicht, dass Du durch die Wolken brichst, um auf meinem sturmgeschlagenen Gesicht den Regen abzutrocknen. Das ist eine Salbe, die zwar die Wunde heilt, jedoch nicht die Schmach. Auch kann Dein Bedauern kein Balsam für meinen Schmerz über den Verlust meines guten Rufes sein. Aber ich mache Dir keinen Vorwurf.

Wir müssen getrennt sein, obwohl wir eins sind in unentzweiter Liebe. So werden diese dunklen Flecken, die auf meinem Namen haften, von mir allein getragen. Ich darf Dich ohnehin nicht mehr offen kennen, damit all diese schlimmen Vorwürfe nicht auf Dich abfärben oder Dich gar in Gefahr bringen. Du kannst diese Gerüchte nicht zerstreuen und mein Andenken in Ehren halten. Sorge Dich um Deinen guten Ruf, denn er muss für uns beide reichen.

Lass Dich nicht nötigen, meine Verdienste zu rühmen, um Deine Liebe zu mir zu beweisen. Denn es gibt nichts Rühmenswertes, das nach meinem Tod erwähnt werden müsste. Die Wahrheit ist geizig, sie erlaubt nicht, dass Du für mich lügst. So sei mit meinem Leib auch mein Name begraben.

Als ich ging, habe ich alles sorgsam weggeschlossen, damit es ungenutzt bleibt, in sicherer Verwahrung vor falschen Händen. Doch Du, mein kostbarstes Glück und zugleich mein größter Kummer, Du bester aller Teuersten, Du allein bliebst als Beute für jeden gemeinen Dieb zurück. Dich hab ich nicht in eine Lade weggeschlossen. Dafür jedoch in diese zarte Umhegung meiner Brust, wo du kommen magst und gehen, wie es Dir gefällt. Dort wird niemand Dich zu stehlen versuchen.

Marlowe und Anthony saßen am späten Nachmittag im Dachgarten des Hauses mit Blick auf die Weinberge.

„Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Weinernte beginnt“, sagte Anthony und schenkte dunkelroten Wein aus einer Karaffe ein. Er prostete seinem Gast zu, nahm einen Schluck und ließ ihn genüsslich in seinem Mund kreisen. Marlowe tat es ihm nach, holte seinen Tabaksbeutel heraus und begann seine Pfeife zu stopfen.

„Sind Sie auch diesem Laster verfallen?“, bemerkte Bacon schmunzelnd.

„Möchten Sie?“, fragte Marlowe und hielt ihm den Beutel hin.

„Nein, nein“, wehrte er ab, „mein Bruder hat das Tabakrauchen bei den Abendgesellschaften von Raleigh kennengelernt.“

„Ich ebenfalls“, antwortete Marlowe und zündete seine Pfeife an.

„Glücklicherweise habe ich hier einen Kolonialwarenhändler gefunden, der Tabak vorrätig hatte.“

„Haben Sie Neuigkeiten aus England erhalten“, fragte Anthony.

Marlowe nickte und berichtete von der Veröffentlichung seines Werkes unter fremdem Namen und über die Pest, die in London noch immer herrschte.